



# Mühlviertler Heimat blätter

Zeitschrift der Mühlviertler Künstlergilde im Oö. Volksbildungswerk

Kunst • Kultur • Fremdenverkehr • Wirtschaft • Neumarkt • Heft 11/12 • 1980 • 6. Jahrgang

## Inhalt

- Prof. Josef Schnetzer  
Prof. Franz Vogl  
Med.-Rat Dr. Heinrich Wöhls  
Dr. Konrad Lettmayr, Aschach a. D.  
Rudolf Pfann  
Hermine Jakobartl, Schloß Haus  
Reg.-Rat Franz X. Bohdanowicz
- Ludwig Albert  
Eva-Maria Stadler  
OR. Dr. Franz Lipp  
Eduard Ch. Heinisch, Vöcklabruck  
Steff Steiner, Zwettl a. d. R.  
Friedrich Schober, VD. Max Hilpert,  
Emanuel Scherbaum  
Franz Kain  
Heinz Wagenleithner  
Rainer Maria Rilke  
Rudolf Pfann
- Dr. Hertha Schober-Awecker  
\*\*\*
- Reinprecht Schober, Graphiker und Modelibauer (186)  
Historisches um unseren Weihnachtsbaum (188)  
Ein Landarzt erzählt aus seinen Erinnerungen (189)  
Die Fabel vom Menschen und der Ratte (192)  
Max Hilpert — Ehrenbürger von Reichenau (193)  
Aus den Erinnerungen einer Landfürsorgerin (194)  
Das Jahr im Spiegel bäuerlicher Wetterregeln,  
4. Teil und Schluß (198)  
's Bárbarázweigerl (199)  
Brief an das Christkind (200)  
Entwicklung eines Mühlviertler Bauernhofes (201)  
Fließbänder (205)  
Sprechende Hände (205)  
Zum Gedenken an: Dr. Ignaz Zibermayr, Kons. Franz Dichtl,  
Karl Hassleder; Min.-Rat Dr. Adele Kaindl (206)  
Schnee, Schnee . . . (208)  
Des Nachts zu lächeln . . . (210)  
Ist das der Morgen? Aus dem „Cornet“ (211)  
Die blaugetünchten Impressionssklavaturen meines Herzens mögen  
sich am feuchten Feuer entzünden (212)  
Den Gildenmitgliedern zum Jahreswechsel (214)  
Buchbesprechungen (216)

## Bilder

- Reinprecht Schober  
\*\*\*  
Max Eiersebner
- Reinprecht Schober  
Reinprecht Schober  
Rudolf Lang  
\*\*\*  
\*\*\*  
\*\*\*
- Akad. Bildhauer Max Stockenhuber  
\*\*\*
- 67) Modelle, Foto (187)  
68) VD. Max Hilpert, Foto (193)  
69) Bemalter Uhrkasten, Foto, aus: F. Lipp, Oberösterr. Stuben,  
Verl. J. Wimmer, 1966 (201)  
70) Sölide (um 1680), Zeichnung, aus: Lipp, Stuben (202)  
71) Grundriß des Vierkanthofes „Gruber in Oberpuchenhau“,  
Zeichnung, aus: Lipp, Stuben (203)  
72) Neue Hirschbacher Stube des Malers Franz v. Zülow,  
Foto, aus: Lipp, Stuben (204)  
73) Dr. I. Zibermayr, Foto (206)  
74) Kons. Franz Dichtl, Foto (207)  
75) Karl Hassleder, Foto (207)  
76) Detail vom Kriegerdenkmal St. Magdalena b. Linz,  
Steinschnitt, Foto (211)  
77) Beim Psychiater, Zeichnung (213)

## Mühlviertler Heimatblätter

Eigentümer, Herausgeber und Verleger  
Schriftleiter  
Für den Inhalt verantwortlich  
Redaktion und Verwaltung  
Bankverbindung  
Klischees  
Druck

Redaktionsschluß für die Nummer 1/2

Mühlviertler Künstlergilde im Öö. Volksbildungswerk

Rudolf Pfann

Dr. Hertha Schober-Awecker, Linz-Urfahr, Haibgasse 4/II

Linz-Urfahr, Haibgasse 4/II, Tel. 31 95 74

Allgem. Sparkasse Linz, Konto 11.352

F. Krammer, Linz, Klammsstraße 3

Amon & Co., Linz, Beethovenstraße 27

31. Dezember 1966

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und des Autors gestattet. Durch die Veröffentlichung eines Beitrages ist der Standpunkt der Schriftleitung in keiner Weise bindend.

© 1966 — aus: Postzeitung

## Aus den Erinnerungen einer Landfürsorgerin

Gut drei Jahrzehnte ist es her, seit die Jugendfürsorgearbeit im Rahmen des o.ö. Landesjugendamtes einen gewaltigen Aufschwung nahm. Und wie immer die größten Hindernisse zuerst beseitigt werden müssen, wenn ein neuer Weg bereitet werden soll, so war es auch hier: gegen viel Schmutz, Unwissenheit und Gleichgültigkeit mußte gekämpft werden, die ärgsten Auswüchse des Pflegekinderwesens waren zu beseitigen, eine hohe Säuglingssterblichkeit war zu bekämpfen und ebenso die damals auf dem Lande allgemein verbreitete Rachitis, die massenhaft in so schweren Graden auftrat, die man heute kaum mehr kennt. Es war in jener Zeit für eine Fürsorgerin nicht leicht, in einem neuen Arbeitsgebiete Wurzel zu fassen und es gelang ihr nur dann, wenn sie in so lebendige Fühlung mit der Bevölkerung kam, daß man vertrauensvoll mit allen möglichen Nöten an sie herantreten konnte. Bei all den großen Schwierigkeiten war es aber eine Arbeit, die alle mütterlichen Gefühle in einer Fürsorgerin ansprach und sie ganz erfüllen konnte. Dem gegenüber hat heute, wie in den meisten Gebieten des öffentlichen Lebens, auch in der Fürsorgearbeit beinahe schon eine Mechanisierung, mindestens aber eine so große Bürokratisierung Platz gegriffen, daß die Fürsorgerinnen durch einen Wust von Schreibarbeiten immer mehr daran verhindert werden, persönliche Beziehungen zu ihren Schutzbefohlenen anzuknüpfen. Damit steht und fällt aber der Erfolg einer richtig aufgefaßten Fürsorgearbeit, daß der bedrangte Mensch das Herz des Helfers spürt, und daß die unbedingt notwendigen Schreibarbeiten nur ein Beiwerk bleiben.

In jener Anfangszeit war es in manchen Landorten der Brauch, daß viele Leute, die von der Fürsorgerin etwas wollten, Sonntag vormittags angerückt kamen. Solange die Bauernleute von ihrer schweren Arbeit stark in Anspruch genommen waren, kamen sie meist nur in jenen Fällen zur Fürsorgerin, die ihnen als sehr wichtig erschienen. Sobald im Herbst Kraut und Erdäpfel im Keller waren, wurde der Zustrom der Rat- und Hilfesuchenden immer größer. Es sei hier einiges davon wiedergegeben, was eine alte Landfürsorgerin aus solchen Sprechstunden aufgezeichnet hat.

\*

Ein Bäuerlein mit einem Einkaufzögerl am Arm kommt herein, ein blaues Tüchl mit wegstehenden Zipfeln als Beißkorb um den Kopf gebunden. Treuherzig, tollpatschig:

„Bitt' gar schön, kann i a Lewatranks (Lebertran) ham?“

„Wenn es nötig ist, schon. Ich möcht' aber gern euer Kind vorher einmal sehen. Hat euch vielleicht der Doktor den Lebertran verschrieben? Wie alt ist denn das Kind?“

„Fuchzehn Monat is dös Jüngst. Ferd (voriges Jahr) in Howanheign (Hafer ernten) is geboon.“

„Und kann's noch nicht laufen? Wieviel Zahnderl hat's denn schon?“

„Ja i bitt', Fräuln Schwesta, weil S' mi schon gar sovü'l fragts, muß i's deant sogn, wia's is. I brauat dös Lewatranks für insare Fadln, weil's gar so vü'l woache Boan ham.“

„Aber warum geht's da nicht lieber zum Tierarzt? Der kennt sich doch bei euren Viechern besser aus als ich?“

„Ah, dös is gar net gwiß, Fräuln Schwesta. Insa Nachbarin hat erst unlängst amol gsah, wann ihr was reoht am Herzn liegt, aft geht's zan enk. Noh und weil's ban Kinnan allweil was Recht's wißt's und weil mir meine Fadln nuh mehra am Herzn liegn, drum bin i zan enk ganga.“

Worauf mit dem Mann ein längeres Gespräch geführt wurde über den Wert landwirtschaftlicher Fortbildung im allgemeinen und über Dr. Kellers Lebertran für Tiere im besonderen. Schließlich aber nahm die Fürsorgerin keinen Anstand daran, auch die knochenschwachen Schweinesäuglinge in ihre Tätigkeit einzuschließen und mit einer Flasche Lebertran im Zögerl trat der Bauer den Heimweg an.

\*

Ein Fall, der so oder ähnlich in jedem Fasching öfters vorkommt:

„I bitt', er soll hiatz mehr zehn für mei Klaane.“

„Was ist denn schon wieder los? Der Beitrag für Ihr Kind ist ja so erst un längst erhöht worden.“

„Ja dös schon, oba mir san hiazt all zwoa ban' an Rockasitz (gesellige Zusammenkunft im Fasching in den Bauernhäusern) g'wen, und da is a Tanz g'wen, und da hat er nöttä allweil mit ahnerne Mentscher tanzt und mi hat a sitzn lass'n. Und z'wegen dem muaß er hiazt fürs Kind mehr zahln, der grausliche Kunt.“ \*

Ein semmelblonder Jüngling kommt hereingetrabt, ein Blinkerl in der Hand, in ein rotes Schneuztüchel eingebunden, das er beim Sprechen ab und zu herunternimmt und unter die linke Achsel schupft. Aber vorläufig sagt er noch gar nichts, er steht nur und schaut, er schaut „langsam“, wie bei uns gerne und treffend gesagt wird. Da er lange nichts desgleichen tut, fragt die Fürsorgerin ihn endlich:

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“

„I bitt, i bin der Englbert und i kimm sagn, daß i nöt da Vatter bin.“

„Waaaas?“

„I bitt, i bin der Englbert und i kimm sagn, daß i net da Vatter bin“, leiert er nochmals herunter.

Na also. Dieser Engeibert ist der Fürsorgerin aus seinen schauderhaften, schriftlichen Ergüssen, die er nur mit „Englbert“ oder gar nicht unterzeichnet, schon gut bekannt. Sie sucht ihm begreiflich zu machen, daß sie ihm da nicht helfen könne, daß er sich selber sein Recht bei Gericht suchen müsse, und daß er im übrigen nicht viel erreichen werde, wenn er jetzt, nach mehr als einem Jahre, die seinerzeit ganz gerne übernommene Vaterwürde wieder abstreifen wolle.

Zwei Tage später sah sie ihn unter dem Eingang des Gerichtsgebäudes stehen, wieder war er von seinem Dienstort 30 Kilometer zu Fuß hergewandert, seine Jause hatte er heute in ein blaues Schneuzüchtl eingebunden.

„Was tun Sie denn da, Englbert?“ fragte sie ihn.

„Ah i wart' netta, bis wer kimmt van Gricht, daß i eahm sagn kann, daß i nöt der Vatter bin.“

Und dieser selbe langsam schauende Englbert ging mit dem größten Gleichmut von der Welt durch einen Prozeß hindurch mit Blutproben, dakyloskopischen Untersuchungen und all den anderen Spitzfindigkeiten der modernen Justitia, bis er die anfangs nur aus Unwissenheit auf sich genommene Vaterschaft einem anderen angehängt hatte. Woraus die Wahrheit des Sprichwortes erhellt:

Beharrlichkeit führt zum Ziele. \*

Ein altes Mütterlein aus der Liebenauer Gegend humpelt daher, gut drei Stunden ist sie gegangen.

„I mecht' Eahna nöttä sagn, Frau Kinnervasgerin, daß mei Toichta hiazt z'Linz in Deanst is, in da Heanasteign auf Numera sechs.“

„Deswegen kommen S' extra so weit zu Fuß herein, Frau Himmelfahrtspointner, ich hab Ihnen doch g'sagt, Sie sollen mir's schreiben oder schreiben lassen, sobald Sie wissen, wo Ihre Tochter ist.“

„Ja, ja, dessölb hätt' i eh gwißt, oba wiss'n S', i bin a alts Leut und i trau den ganzen G'schriftweri nöt recht, da han i ma denkt, 's is gscheita, i geh seim eina und mach' eahna's z'wissen.“ \*

Ein schauderhafter Schneesturm bläst draußen, trotzdem wollen die Sonntagsbesuche heute kein Ende nehmen. Ein Bauer kommt herein, in einem Panzer von Schnee und Eis gehüllt. Er nimmt den Hut ab, und aus dem dicken Kopftüchel, das er drunter noch umgebunden hat, schaut ein gutes, altes Gesicht hervor.

„Guadn Morign, Frau. Heint biest's owa sauba. Han schon gmoant am Aglaasberg drobant, 's biest mi owi iwa d' Gesteth. Na, a sakrich Weda sag i Enk, da vazolgt's oamen d' Fotzn (hier für: Mund) bitterli.“

Der Alte ist einen weiten Weg über Berg und Tal zur Kirche gegangen, seine Munterkeit und Redseligkeit hat aber darunter nicht gelitten. Nach Bauernart bringt er auf Umwegen endlich sein Anliegen vor.

„I hätt' a Gebitt, Frau. Kunnt's ins nöt hölfa? Insane Säu dahoam ham sovü Läus.“

„Ja Michl, wieso kommen Sie denn da zu mir? Ihr wißt doch, ich bin für die Kinder da, aber nicht für Eure Säu.“

„Nix für unguat, Frau. I han ma nötta denkt, weil ma halt woaß, daß ös ban Kinnan ön Läusn a aso ankinnt's.“

Was hier tun? Rat, ja. Weisung an den Tierarzt, die wahrscheinlich nicht befolgt wird, einige Cuprex-Flugblätter finden sich auch irgendwo, deren Inhalt dem Alten möglichst deutlich erklärt wird. Tat? Nein, diesmal nicht.

Wieder kommt ein altes Weiblen, das sich das Pflegegeld für ein Enkelkind holt. Als sie schon im Fortgehen ist, kehrt sie an der Tür um und rückt mit ihrem Anliegen heraus:

„Weil i schon grad da bin, möcht' i Enk nuh um was frag'n. Mir tan d' Füaß üablamlol (hie und da) sovü weh, van Zechan aufi bis za di Knia und frei g'schwolln san's mannigsmal.“

„Beim Doktor seid's noch nicht gewesen deswegen?“

„Ah na, laßt's mi aus mit dö neumodischen Badern. Ehnder amol bin i zan Brockaberger ganga, wann ma was gfäuhit hat ban Gsund, oba mit dem san ma z'keit (zerstritten), seit was er meiner Tochter in Roan og'maht hat, der Roanschinta, der verzwirnte, und d' Franzenederin z' Tragwein steht ma mit'n Weg net recht zua. Han i ma denkt, probierst as amol und fragst d' Frau, am End woaß dö was gegen dein Wehdam.“

Um sie nicht ganz zu enttäuschen, läßt sich die Fürsorgerin das kranke Bein zeigen, von dem die Alte vorerst unendlich lange Binden von unbeschreiblicher Farbe herunterwickelt.

„Au, weh, au weh, au weh! Ja durt sitzt der Schmerzn. Sovü juckn und beißn tuat's a nuh dazua, frei net zan aushalt'n.“

„Am besten wär's schon, gleich zum Doktor zu gehen, damit er Euch das richtige Mittel gibt. Aber auf jeden Fall müßt's die Füaß recht fleißig baden.“

„Badn?? — Und mit was denn nachat?“

„Nun, mit Wasser natürlich.“

„Was, mit an Wassa? Na, na, da plauscht mi d' Frau an. In Brockaberger sein Großvada hat schon g'sagt, netta koan Wossa zan' an sölchan Fuab bringa, sinst kinnt si eppa glei der Tod dazu schlagn.“

Die Fürsorgeschwester, die ihre Pappenheimer gut genug kennt, um zu wissen, daß ohne ein bühchen Hokuspokus bei solch alten Leuten meist nicht einmal die einfachste Reinlichkeit zu erzielen ist, gibt der Alten ein kleines Fläschchen mit einer Seifenlösung.

„Von dem, was in dem Flascherl da ist, müßt Ihr zu jedem Fußbad 10 Tropfen dazugeben.“

„Ja, dös hat glei an anders Gsicht. Dös wiar' i gwiß recht gnau toan. Zehn Tropfn allweil ins Wossa eintoan.“

„Ja, so wird's schon recht. Wenn ich wieder einmal bei Euch vorbeikomm, werd ich Euch zeigen, wie ihr das Bett herrichten sollt, damit Euch die Fuß weniger weh tun. Und jetzt pfüt Gott.“

„Pfüt Gott ah, Frau, und tausendmal Geitgott. Und soll i ne ah nuh truckane Brombeerblattln hintern Strohsack legn?“

„Ja, dös könnt's auch tun, wenn Ihr wollt. Das kann nix schaden. Aber noch besser ist's, wenn der Strohsack jeden zweiten Tag eine Stunde in die Sonn' gelegt wird samt den ganzen Bettzeug.“

„Dö tuar' i ahn nuh. Also pfüt Gott! Na, so a gscheite Frau.“

Eine abgearbeitete Häuslerin ist die nächste Besucherin, die wegen ihres jüngsten und zwölften Kindes, das nicht recht gedeihen will, sich schon wiederholt Rat holen kam.

„Ja, mei, Fräuln Schwesta, mi'n Seppei is deant recht a Gfrett. Hiazt kriagst er d' Augenzähnd und da hat er sovü Hitzn. I han eahm schon an Krenn umg'hängt und a Essigtoagl af p' Füaß glegt. Owa sinst is er ganz gsund. Essn will er a schon a Zeitlang nimmma urndl, netta dö bachan Magnknödeln (Mohnknödel), dö ab er alle Tag. Und sei Nabelbrücherl is ah net ganz guat. Hiazt han i schon zweomal a ganz a schwarze Henn' a'gstocha und han eahms mit da Fettn davon eing'schmiert. Dös nächst han i an bratenen Schneck'n probiert, mit oana Rinnigbleamaischmier z'sammgmischt, dös is ah recht heilsam. Owa sinst is er recht gsund, da Bua. Dö bucklat'n Füaß, dö kemmant netta van Interwachs (Unterwachs — Rachitis). Wann's a Mensch war, tat's eahm weniger, dö kunnt nachat amol längerne Kidln anziagn; owa ban 'an

Buam, da is do z'widriger. Da möcht i eahm deant nuh a Zeitlang a Lewatrank gebn. Hat si deant schon recht bessert, der Bua, seit was er dös Lewatrank nimmt. Owa sovüi gsund is a, der Bua, sovüi gsund!"

\*

Wenn Max Hilpert seinen Aufsatz in Heft 1/2-1966 dieser Zeitschrift nennt „Harmlose und etwas gefährliche Hausmittel“, so drückt er damit aus, daß es unter den alten Bräuchen so manche gibt, die ausgemerzt gehören. Denn lange nicht alles, was alt ist, ist auch gut. Vieles aus dem alten Volksglauben über Gesundheitspflege ist dank einem besseren Wissen und angewandter Erfahrungen schon verschwunden. Andererseits ist wieder festzustellen, daß sogar alte Naturgesetze, einer Zeitmode folgend, durch lange Zeit unbeachtet geblieben sind. So haben, städtischen Beispielen folgend, vor rund vierzig bis fünfzig Jahren, viele Mütter im nördlichen Salzkammergut und im Innviertel ihre Kinder nicht mehr an der Brust ernährt. Sie meinten, sie hätten das nicht nötig, weil sie „eh de guate Müll im Stall“ hätten. Von einer richtigen, künstlichen Säuglingsernährung wußte man damals auch noch recht wenig, und das Ergebnis war eine außerordentlich hohe Säuglingssterblichkeit. Eine gründliche Aufklärung der Mütter und nicht zuletzt durch Fürsorgerinnen, die um 1920 einsetzte, brachte schon nach wenigen Jahren sichtbare Erfolge. Bezeichnend ist, daß damals das wirtschaftlich soviel schwächere Mühlviertel eine bedeutend geringere Säuglingssterblichkeit aufzuweisen hatte, weil die neue Mode der Kinderernährung noch nicht in diese abgelegene Gegend vorgedrungen war.

Um aber auf Max Hilpert zurückzukommen. Die Gelbsucht der Neugeborenen, in mäßigen Grenzen, ist gar nichts Krankhaftes, als Gegenmittel wurde dem Kind oft ein goldener Ring umgehängt. Wenn man an die Anwendung von Gold in der Medizin denkt, sieht man, wie fast in jedem sogenannten Aberglauen ein Körnchen Wahrheit steckt. Goldene Ohrringe wurden auch gegen Augenkrankheiten empfohlen und bei den Wiener Fiakern war es Gepflogenheit, daß viele von ihnen ein goldenes „Flinseri“ in einem Ohrläppchen trugen. Beim „Mehlhund“ (Mehlmund oder Soor) zeigten vergleichende Versuche in einer Klinik, daß sich diese Erscheinung vor allem bei solchen Kindern zeigte, denen gründlich der Mund ausgewaschen wurde, wodurch man erst die zarte Schleimhaut verletzte. So werden jetzt die Säuglinge vom Mundauswaschen verschont, der Soor tritt nur mehr ganz selten auf und wird dann mit andren Mitteln behandelt.

Die früher so gefürchteten „Froasn“ hatten verschiedene Ursachen, oftmals beruhten sie auf verschleppten Verdauungsstörungen, und seit die Mütter über die Ernährung ihrer Kleinsten besser Bescheid wissen, sind sie fast verschwunden. Auch die „Englische Krankat“ (Rachitis), von der früher bis 90 Prozent der Mühlviertler Kinder befallen wurden, hat in den letzten Jahrzehnten ihren Schrecken verloren. Als man erkannt hatte, daß die Kalkarmut des Mühlviertler Bodens die Hauptursache war, begann man, den Kindern Kalkpräparate zu geben, erzielte aber damit nicht den erhofften Erfolg, bis man erkannte, daß man nicht nur Kalk, sondern auch die richtigen Lebensstoffe (Vitamine) geben müsse. Noch ehe das heute so gebräuchliche Vigantol allgemein zugänglich war, überschwemmte man das Mühlviertel beinahe mit Lebertran und brachte damit die schwersten Fälle von Rachitis zum Verschwinden. Schwere Verbildungen des ganzen Knochenbaues, so der Wirbelsäule, des Brustkorbes, der Arme und Beine, wie sie vor 1930 häufig zu sehen waren, sind der heutigen Ärztegeneration schon beinahe unbekannt geblieben. Die drei „L“ galten damals als Heilmittel gegen die Rachitis: „Licht, Luft und Lebertran“. Vigantol wird nach wie vor vorbeugend gegeben, aber unsere Mütter wissen heute schon bis ins fernste Dorf hinaus, daß sie der gesunden Entwicklung ihrer Kinder am besten dienen, wenn sie für viel frische Luft und Sonne sorgen und schon frühzeitig Obst und Gemüse verabreichen.

Ahnliches ließe sich noch über viele andere Krankheitszustände sagen. Durch vorbeugende Maßnahmen, so besonders durch die Schutzimpfungen, sind viele ehemals seuchenartig auftretende Krankheiten stark eingedämmt worden. Damit aber dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sind uns seither die sogenannten Zivilisationskrankheiten beschert worden.

Und mit der natürlichen Auslese ist es auch nicht so weit her. Wie viele körperlich und geistig gut veranlagte Kinder sind nicht früher an Diphtherie gestorben oder Lungenentzündungen nach Masern oder Keuchhusten zum Opfer gefallen oder mußten nach einer Kinderlähmung als Krüppel durchs Leben gehen. Die größte unnatürliche Auslese bleiben Kriege und Verkehrsunfälle, und diese gilt es mit allen Mitteln zu bekämpfen. Hermine Jakobelli